

Sebastian Fitzek
Splitter



Sebastian Fitzek

Splitter

Psychothriller

Droemer

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knaur.de



Copyright © 2009 by Droemer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Ein Projekt der AVA International GmbH
Autoren- und Verlagsagentur
www.ava-international.de
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.
Redaktion: Regine Weisbrod
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Satz: pagina GmbH, Tübingen
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-19847-6

2 4 5 3 1

Für Clemens



»Was denkst du?«
»Na ja, ich finde sie etwas, sagen wir ... gewöhnungsbedürftig?«
»Grottenhässlich trifft es wohl eher.«
»Hast du sie geschenkt bekommen?«
»Nein, gekauft.«
»Moment mal. Du hast Geld dafür bezahlt?«
»Ja.«
»Für eine babyblaue, batteriebetriebene Delphinnachtischlampe, die du selbst hässlich findest?«
»Grottenhässlich.«
»Okay, dann klär mich auf. Wenn das Frauenlogik ist, dann kapier ich sie nämlich nicht.«
»Komm her.«
»Ich lieg doch schon fast auf dir drauf.«
»Trotzdem, noch näher.«
»Sag mir nicht, du willst die Lampe in unser Liebesspiel integrieren.«
»Spinner.«
»Hey, was ist los? Wieso schaust du mich auf einmal so an?«
»Versprichst du mir ... «
»Was?«
»Versprichst du mir, immer ein Licht anzulassen?«
»Ich ... ich verstehe nicht ganz. Hast du plötzlich Angst vor der Dunkelheit?«

»Nein, aber ...«

»Aber?«

»Na ja. Ich hab darüber nachgedacht, wie unerträglich es wäre, wenn dir etwas zustößt. Halt, warte, bleib da. Ich will dich ganz fest halten.«

»Was ist denn ... weinst du etwa?«

»Hör zu, ich weiß, es hört sich jetzt etwas verrückt an, aber ich will, dass wir eine Abmachung treffen.«

»Okay?«

»Sollte einer von uns beiden sterben – halt, lass mich bitte ausreden. Dann soll der, der gegangen ist, dem anderen ein Zeichen geben.«

»Er soll die Lampe anmachen?«

»Damit wir wissen, dass wir trotzdem nicht alleine sind. Dass wir an uns denken, auch wenn wir uns nicht sehen können.«

»Schatz, ich weiß nicht, ob ...«

»Schhhhhh. Versprichst du mir das?«

»Okay.«

»Danke.«

»Ist sie deshalb so hässlich?«

»Grottenhässlich.«

»Stimmt, so gesehen eine gute Wahl. Das Monstrum werden wir niemals aus Versehen anschalten.«

»Also versprichst du es mir?«

»Na klar, Süße.«

»Danke.«

»Aber was soll uns denn schon zustoßen?«

SPLITTER

It's either real or it's a dream
There's nothing that is in between
»*Twilight*«, *Electric Light Orchestra*

Der Zweck heiligt die Mittel
Lebensweisheit



I.

Heute

Marc Lucas zögerte. Ließ den einzigen noch unversehrten Finger seiner gebrochenen Hand lange auf dem Messingknopf der alten Klingel ruhen, bevor er sich einen Ruck gab und drückte.

Er wusste nicht, wie spät es war. Die Schrecken der letzten Stunden hatten ihm auch das Zeitgefühl geraubt. Doch hier draußen, mitten im Wald, schien Zeit ohnehin keine Bedeutung zu haben.

Der eisige Novemberwind und der Schneeregen der letzten Stunden hatten etwas nachgelassen, sogar der Mond schimmerte kurz durch die aufgerissene Wolkendecke. Er war die einzige Lichtquelle in einer Nacht, die ebenso kalt wie dunkel schien. Nichts deutete darauf hin, dass das efeuberankte, doppelstöckige Holzhaus bewohnt war. Selbst der viel zu groß dimensionierte Schornstein auf der Spitze des Giebeldachs schien nicht in Betrieb. Marc roch auch nicht den typischen Duft verbrannten Kaminholzes, der ihn heute Vormittag im Haus des Arztes geweckt hatte – um kurz nach elf, als sie ihn zum ersten Mal hierher in den Wald zum Professor gebracht hatten. Schon da hatte er sich krank gefühlt. Sterbenskrank. Und doch hatte sich sein Zustand seither dramatisch verschlechtert.

Vor wenigen Stunden noch waren seine äußerlichen Verfallserscheinungen kaum sichtbar gewesen. Jetzt tropfte

Blut aus Mund und Nase auf seine verdreckten Sportschuhe, die zersplitterten Rippen rieben beim Atmen aneinander, und sein rechter Arm hing wie ein schlecht verschraubtes Ersatzteil am Körper herab.

Marc Lucas drückte erneut den Messingknopf, wieder ohne ein Klingeln, Summen oder Schellen zu hören. Er trat einen Schritt zurück und sah zum Balkon hoch, hinter dem das Schlafzimmer lag, von dem man tagsüber einen atemberaubenden Blick auf den kleinen Waldsee hinter dem Haus hatte, dessen Oberfläche in windstillen Momenten an Fensterglas erinnerte – eine glatte, dunkle Scheibe, die in tausend Teilchen zersplittern würde, sobald man einen Stein hineinwarf.

Das Schlafzimmer blieb dunkel. Selbst der Hund, dessen Namen er vergessen hatte, schlug nicht an, auch alle anderen Geräusche blieben aus, die normalerweise aus einem Haus dringen, dessen Bewohner mitten in der Nacht aus dem Schlaf gerissen werden. Keine nackten Füße, die die Treppe heruntertrampeln; keine Hausschuhe, die über den Dielenboden schlurfen, während ihr Besitzer sich nervös räuspert und versucht, seine zerzausten Haare mit beiden Händen und etwas Spucke zu glätten.

Und dennoch wunderte Marc sich nicht eine Sekunde, als plötzlich wie von Geisterhand die Tür geöffnet wurde. Viel zu viel Unerklärliches war ihm in den letzten Tagen widerfahren, als dass er auch nur einen Gedanken daran verschwendet hätte, weshalb der Psychiater vollständig bekleidet vor ihm stand, im Anzug und mit korrekt gebundener Krawatte, als halte er seine Sprechstunden grundsätzlich mitten in der Nacht ab. Vielleicht hatte er ja im hinteren Teil seines verwinkelten Häuschens gearbeitet, alte Patientenakten gelesen oder einen der dicken Wäl-

zer über Neuropsychologie, Schizophrenie, Gehirnwäsche oder multiple Persönlichkeiten studiert, die überall umherlagen, obwohl er schon seit Jahren nur noch als Gutachter praktizierte.

Marc fragte sich auch nicht, weshalb das Licht aus dem Kaminzimmer erst jetzt zu ihm nach draußen drang. Ein Spiegel über der Kommode reflektierte die Strahlen, so dass es für einen Moment so wirkte, als trage der Professor einen Heiligenschein. Dann trat der alte Mann einen Schritt zurück, und der Effekt war verschwunden.

Marc seufzte, lehnte sich erschöpft mit der gesunden Schulter an den Türrahmen und hob die zertrümmerte Hand.

»Bitte ...«, flehte er. »Sie müssen es mir sagen.«

Seine Zunge schlug beim Reden an lose Schneidezähne. Er hustete, und ein dünner Blutstropfen löste sich aus der Nase.

»Ich weiß nicht, was mit mir geschieht.«

Der Arzt nickte bedächtig, als fiel es ihm schwer, den Kopf zu bewegen. Jeder andere wäre bei seinem Anblick schockiert zusammengezuckt, hätte vor Angst die Tür zugeschlagen oder zumindest sofort medizinische Hilfe gerufen. Doch Professor Niclas Haberland tat nichts dergleichen. Er trat lediglich zur Seite und sagte mit leiser, melancholischer Stimme: »Es tut mir leid, aber Sie kommen zu spät. Ich kann Ihnen nicht mehr helfen.«

Marc nickte. Mit dieser Antwort hatte er gerechnet. Und er hatte sich darauf vorbereitet.

»Ich fürchte, Sie haben keine andere Wahl!«, sagte er und zog die Pistole aus seiner zerrissenen Lederjacke.

2.

Der Professor ging voran, den Flur entlang zum Wohnzimmer. Marc blieb dicht hinter ihm, die Waffe unablässig auf Haberlands Oberkörper gerichtet. Dabei war er froh, dass der alte Mann sich nicht umdrehte und daher seinen drohenden Schwächeanfall nicht wahrnahm. Kaum hatte Marc das Haus betreten, war ihm schwindelig geworden. Der Kopfschmerz, die Übelkeit, die Schweißausbrüche ... all die Symptome, die die psychischen Qualen der letzten Stunden noch verstärkt hatten, waren mit einem Mal zurückgekommen. Jetzt wollte er sich am liebsten an Haberlands Schultern festhalten und sich von ihm ziehen lassen. Er war müde, so unerträglich müde, und der Flur schien unendlich viel länger als bei seinem ersten Besuch.

»Hören Sie, es tut mir leid«, wiederholte Haberland, als sie das Wohnzimmer betraten, dessen hervorstechendes Merkmal ein offener Kamin war, in dem ein schwächelndes Feuer langsam ausbrannte. Seine Stimme klang ruhig, fast mitleidig. »Ich wünschte wirklich, Sie wären früher gekommen. Jetzt wird die Zeit knapp.«

Haberlands Augen waren völlig ausdruckslos. Wenn er Angst hatte, konnte er sie ebenso gut verbergen wie der greise Hund, der in einem kleinen Rattankorbchen vor dem Fenster schlief. Das sandfarbene Fellknäuel hatte noch nicht einmal den Kopf gehoben, als sie eingetreten waren.

Marc ging in die Mitte des Raumes und sah sich unschlüssig um. »Die Zeit wird knapp? Wie meinen Sie das?«

»Sehen Sie sich doch an. Sie sind in einem schlimmeren Zustand als meine Wohnung.«

Marc erwiderte Haberlands Lächeln, und selbst das tat

ihm weh. Die Inneneinrichtung des Hauses war in der Tat ebenso ungewöhnlich wie die Lage mitten im Wald. Kein Möbelstück passte zum anderen. Ein überfülltes Ikearegal stand neben einer eleganten Biedermeierkommode. Fast der gesamte Boden war mit Teppichen ausgelegt, von denen einer unschwer als Badezimmerläufer zu erkennen war, der auch farblich nicht mit dem handgeknüpften, chinesischen Seidenteppich harmonierte. Man musste unweigerlich an eine Rumpelkammer denken, und dennoch schien nichts an diesem Arrangement zufällig. Jeder einzelne Gegenstand, vom Grammophon auf dem Teewagen bis zur Ledercouch, vom Ohrensessel bis zu den Leinenvorhängen, wirkte wie ein Souvenir aus vergangenen Zeiten. So als hätte der Professor Angst, die Erinnerung an eine entscheidende Phase seines Lebens zu verlieren, würde er ein Möbelstück weggeben. Die medizinischen Fachbücher und Zeitschriften, die sich nicht nur in den Regalen und auf dem Schreibtisch, sondern auch auf den Fensterbrettern, dem Fußboden und sogar im Holzkorb neben dem Kamin fanden, wirkten wie ein Bindeglied zwischen all dem Krempel.

»Setzen Sie sich doch«, bat Haberland, als wäre Marc immer noch ein willkommener Gast. So wie heute Vormittag, als sie ihn bewusstlos auf die bequeme Polstercouch gelegt hatten, in deren Kissen man zu ertrinken drohte. Doch jetzt hätte er sich am liebsten direkt vor das Feuer gesetzt. Ihm war kalt; so kalt wie noch nie zuvor in seinem Leben. »Soll ich noch etwas nachlegen?«, fragte Haberland, als habe er seine Gedanken gelesen.

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er zum Holzkorb, zog ein Scheit hervor und warf es in den Kamin. Die Flammen schlugen hoch, und Marc spürte ein nahezu unerträg-

liches Verlangen, die Hände mitten ins Feuer zu strecken, um endlich die Kälte aus seinem Körper zu vertreiben.

»Was ist mit Ihnen passiert?«

»Wie bitte?« Er benötigte eine Weile, um seinen Blick von dem Kamin abzuwenden und sich wieder auf Haberland zu konzentrieren. Der Professor musterte ihn von oben bis unten.

»Ihre Verletzungen? Wie ist das geschehen?«

»Das war ich selbst.«

Zu Marcs Erstaunen nickte der alte Psychiater nur. »Das habe ich mir bereits gedacht.«

»Weshalb?«

»Weil Sie sich fragen, ob Sie überhaupt existieren.«

Die Wahrheit schien Marc regelrecht auf das Sofa zu drücken. Haberland hatte recht. Genau das war sein Problem. Heute Vormittag noch hatte der Professor sich in Andeutungen verloren, doch jetzt wollte Marc es ganz genau wissen. Deshalb saß er schon wieder auf dieser weichen Couch.

»Sie wollen wissen, ob Sie real sind. Auch aus diesem Grund haben Sie sich selbst Verletzungen zugefügt. Sie wollten sicherstellen, dass Sie noch etwas spüren.«

»Woher wissen Sie das?«

Haberland winkte ab. »Erfahrung. Ich war selbst einmal in einer vergleichbaren Lage wie Sie.«

Der Professor sah auf seine Uhr am Handgelenk. Marc war sich nicht sicher, aber er glaubte, mehrere Narben rund um das Armband entdeckt zu haben, die weniger von einem Messer als von einer Brandwunde herzurühren schienen.

»Ich praktiziere offiziell nicht mehr, aber mein analytisches Gespür hat mich deshalb noch lange nicht verlassen. Darf ich fragen, was Sie im Augenblick empfinden?«

»Kälte.«

»Keine Schmerzen?«

»Die sind auszuhalten. Ich glaube, der Schock sitzt noch zu tief.«

»Aber denken Sie nicht, es wäre besser, wenn Sie nicht hier, sondern in einer Notaufnahme wären? Ich habe noch nicht einmal Aspirin im Haus.«

Marc schüttelte den Kopf. »Ich will keine Tabletten. Ich will nur Gewissheit.«

Er legte die Pistole auf den Couchtisch, die Mündung auf Haberland gerichtet, der immer noch vor ihm stand.

»Beweisen Sie mir, dass es mich wirklich gibt.«

Der Professor griff sich an den Hinterkopf und kratzte sich an der etwa bierdeckelgroßen, lichten Stelle in seinem grauen Haupthaar. »Wissen Sie, was man gemeinhin über den Unterschied zwischen Mensch und Tier sagt?« Er deutete auf seinen Hund in dem Körbchen, der im Schlaf unruhig stöhnte. »Es sei das Bewusstsein. Während wir darüber reflektieren, warum es uns gibt, wann wir sterben werden und was nach dem Tode geschieht, verschwendet ein Tier nicht einen Gedanken daran, ob es überhaupt auf der Welt ist.«

Während er geredet hatte, war Haberland zu seinem Hund gegangen. Er kniete sich hin und nahm liebevoll den wuscheligen Kopf in beide Hände.

»Tarzan hier kann sich noch nicht einmal im Spiegel erkennen.«

Marc rieb sich etwas Blut von einer Augenbraue, dann glitt sein Blick zum Fenster. Für einen kurzen Moment hatte er geglaubt, dort draußen ein Licht in der Dunkelheit gesehen zu haben, doch dann war ihm klargeworden, dass das Glas nur das Flackern des Kamins widerspiegelte. Der Regen

musste zurückgekommen sein, denn die Scheibe war außen mit winzigen Tropfen überzogen. Nach einer Weile entdeckte er sein eigenes Spiegelbild weit draußen in der Dunkelheit über dem See.

»Nun, ich sehe mich noch, aber wie kann ich wissen, dass der Spiegel nicht lügt?«

»Was hat Sie denn zu der Annahme verleitet, Sie würden an Wahnvorstellungen leiden?«, stellte Haberland die Gegenfrage.

Marc konzentrierte sich wieder auf die Tröpfchen an der Scheibe. Sein Spiegelbild schien zu zerlaufen.

*Nun, wie wäre es zum Beispiel mit Hochhäusern, die sich in Luft auflösen, kurz nachdem ich sie verlassen habe? Mit Menschen, die in meinem Keller gefangen gehalten werden und mir Bücher übergeben, in denen ich nachlesen kann, was mir in wenigen Sekunden zustoßen wird? Ach ja, und dann wären da noch die Toten, die plötzlich wiederauf-
erstehen.*

»Weil es für all das, was mir heute widerfahren ist, keine logische Erklärung gibt«, sagte er leise.

»O doch, die gibt es.«

Marc schnellte herum. »Welche? Bitte sagen Sie es mir.«

»Ich fürchte, dafür fehlt uns die Zeit.« Haberland sah schon wieder auf seine Uhr. »Uns bleibt nicht mehr viel, bevor Sie endgültig von hier verschwinden müssen.«

»Wovon sprechen Sie?«, fragte Marc, griff sich seine Waffe vom Couchtisch und stand auf. »Gehören Sie etwa auch zu denen? Stecken Sie da mit drin?« Er richtete die Pistole auf den Kopf des Psychiaters.

Haberland streckte ihm abwehrend beide Hände entgegen.

»Es ist nicht so, wie Sie denken.«

»Ach ja, und woher wissen Sie das?«

Der Professor schüttelte mitleidig den Kopf.

»Raus mit der Sprache!« Marc schrie so laut, dass die Adern am Hals hervortraten. »Was wissen Sie über mich?«

Die Antwort nahm ihm die Luft zum Atmen.

»Alles.«

Das Feuer loderte auf. Marc musste wegsehen, auf einmal ertrugen seine Augen die Helligkeit nicht mehr.

»Ich weiß alles, Marc. Und Sie wissen es auch. Sie wollen es nur nicht wahrhaben.«

»Dann, dann ...« Marcs Augen begannen zu tränen. »... dann sagen Sie es mir bitte. Was geschieht hier mit mir?«

»Nein, nein, nein.« Haberland faltete die Hände beschwörend wie zum Gebet. »So funktioniert das nicht. Glauben Sie mir. Jede Erkenntnis ist wertlos, wenn sie nicht von innen kommt.«

»Das ist doch scheiße!«, brüllte Marc und schloss kurz die Augen, um sich besser auf den Schmerz in der Schulter konzentrieren zu können. Bevor er weiterredete, schluckte er das Blut herunter, das sich in seinem Mund angesammelt hatte. »Sagen Sie mir sofort, was hier gespielt wird, oder, ich schwöre bei Gott, ich bringe Sie um.«

Jetzt zielte er nicht mehr auf den Kopf, sondern genau auf die Leber des Professors. Auch wenn er nicht richtig traf, würde die Kugel lebenswichtige Organe zerstören, und hier draußen käme jede Hilfe zu spät.

Haberland verzog keine Miene.

»Also schön«, sagte er nach einer Weile, in der sie sich wortlos angestarrt hatten. »Sie wollen die Wahrheit wissen?«

»Ja.«

Der Professor setzte sich langsam in den Ohrensessel und neigte den Kopf zum Kamin, in dem das Feuer immer

stärker loderte. Seine Stimme wurde zu einem kaum wahrnehmbaren Flüstern. »Haben Sie jemals eine Geschichte gehört und sich danach gewünscht, Sie hätten das Ende niemals erfahren?«

Er drehte sich zu Marc und sah ihn mitleidig an.

»Sagen Sie nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt.«

3.

Elf Tage zuvor

Es gibt Menschen, die leiden unter Vorahnungen. Sie stehen am Straßenrand, sehen einen Wagen vorbeifahren und halten inne. Das Auto ist unauffällig, weder frisch gewaschen noch außergewöhnlich verdreckt. Auch der Fahrer unterscheidet sich nicht von all den anderen namenlosen Gesichtern, die täglich an einem vorbeiziehen. Er ist weder zu alt noch zu jung, weder hält er das Lenkrad zu verkrampft, noch telefoniert er freihändig und isst noch dabei. Und er überschreitet die Geschwindigkeit nur in dem Maß, das nötig ist, um sich dem Rest des Verkehrs anzupassen. Es gibt keine Vorzeichen für die drohende Katastrophe. Und dennoch drehen sich einige Menschen um – aus einem Grund, den sie später der Polizei nicht nennen können – und starren dem Auto hinterher. Lange bevor sie die Kindergärtnerin sehen, die ihre zerbrechlichen Zöglinge ermahnt, sich beim Überqueren der Ampel an den Händen zu halten.

Marc Lucas zählte ebenfalls zu den »Schicksalsfühligen«, wie seine Frau Sandra ihn immer genannt hatte, auch wenn die Gabe bei ihm nicht so ausgeprägt war wie bei seinem Bruder. Sonst hätte er vor sechs Wochen die Tragödie vielleicht verhindern können. Ein Alptraum, der sich in dieser Sekunde zu wiederholen schien.

»Halt, warte noch einen Augenblick!«, rief er zu dem Mädchen nach oben.

Die Dreizehnjährige fror erbärmlich. Sie stand an der äußersten Kante des Fünfmeterbretts, beide Arme um die Rippen geschlungen, die sich durch den dünnen Stoff des Badeanzugs abzeichneten. Marc war sich nicht sicher, ob es die Kälte war, die sie frösteln ließ, oder die Angst vor dem Sprung. Von seinem Standpunkt aus hier unten in dem entleerten Schwimmbecken war das nicht zu unterscheiden.

»Fick dich, Luke!«, schrie Julia in ihr Handy.

Marc fragte sich, wie sie das dürre Mädchen da oben überhaupt bemerkt hatten. Immerhin war das Stadtbad Neukölln schon seit Monaten gesperrt. Julia musste die Aufmerksamkeit eines Passanten auf sich gezogen haben, der schließlich die Feuerwehr alarmiert hatte.

»Fick dich und verpiss dich endlich!«

Sie beugte sich nach vorne und sah in die Tiefe, als suche sie einen geeigneten Platz für ihren Aufprall auf den dreieckigen Kacheln. Irgendwo zwischen der großen Pfütze und dem Laubhaufen.

Marc schüttelte den Kopf und drückte sein Handy an das andere Ohr. »Nee, ich bleib hier. Die Gelegenheit lass ich mir doch nicht entgehen, Schätzchen.«

Er hörte ein Raunen hinter sich und sah kurz zu dem Einsatzleiter der Feuerwehr hinüber, der sich mit vier weiteren Helfern und einer Sprungmatte am Beckenrand positioniert hatte. Der Mann sah so aus, als bereue er schon jetzt, ihn zu Hilfe gerufen zu haben.

Sie hatten seine Telefonnummer in der Tasche von Julias Jeans gefunden, die sie gemeinsam mit ihren anderen Anzihsachen sorgsam gefaltet neben die Leiter des Sprungturms gelegt hatte. Es war kein Zufall, dass sie heute ausgerechnet den Badeanzug trug, in dem sie von zu Hause

ausgerissen war. An jenem Sommertag, als ihr drogen-süchtiger Stiefvater ihr wieder einmal am See aufgelauert hatte.

Marc legte wieder den Kopf in den Nacken. Im Gegen-satz zu Julia hatte er keine Haare mehr, die der Wind zer-zausen konnte. Seine Geheimratsecken waren schon kurz nach dem Abitur so ausgeprägt gewesen, dass der Frisör ihm zu einer Radikalrasur geraten hatte. Das war nun drei-zehn Jahre her. Heute, wo eine Hundert-Kaffeetassen-Woche seinen Alltag bestimmte, konnte es schon passie-ren, dass er von einer Fremden in der U-Bahn angelächelt wurde – aber nur, wenn sie auf die Lüge der Männermag-a-zine hereingefallen war, die Tränensäcke, Sorgenfalten, eine schlechte Rasur und andere Verfallserscheinungen zu Cha-raktermerkmalen erklärten.

»Was laberst du wieder für Dreck?«, hörte er sie fragen. Ihr Atem dampfte wütend. »Was für eine Gelegenheit?«

Der Berliner November war für seine plötzlichen Kälte-einbrüche bekannt, und Marc fragte sich, woran Julia eher sterben würde, an dem Aufprall oder an einer Lungenent-zündung. Auch er war völlig unpassend gekleidet. Nicht nur, was das Wetter betraf. Keiner seiner Bekannten lief heute noch in löchrigen Jeans und zerschlissenen Turn-schuhen durch die Gegend. Aber keiner von denen hatte ja auch einen Job wie seinen.

»Wenn du jetzt springst, versuche ich dich aufzufangen«, rief er.

»Dann gehen wir halt beide drauf.«

»Möglich. Aber noch wahrscheinlicher ist, dass mein Kör-per deinen Sprung abfedert.«

Es war ein gutes Zeichen, dass Julia ihm vor zehn Minuten erlaubt hatte, in den dreckigen Pool hinabzusteigen. Den

Feuerwehrmännern hatte sie mit einem sofortigen Kopfsprung gedroht, wenn sie auch nur eine Matte ins leere Becken werfen würden.

»Du bist noch im Wachstum, deine Gelenke sind sehr biegsam.«

Er war sich nicht sicher, ob das bei ihrem Drogenkonsum wirklich stimmte, aber für den Augenblick klang es glaubhaft.

»Was soll denn diese Scheiße schon wieder heißen?«, brüllte sie zurück.

Nun konnte er sie auch ohne Telefon verstehen.

»Wenn du unglücklich fällst, kannst du die nächsten vierzig Jahre nur noch deine Zunge bewegen. So lange, bis einer der Schläuche, durch den deine Körperflüssigkeiten abtransportiert werden, verstopft ist und du an einer Infektion, einer Thrombose oder einem Schlaganfall verreckst. Willst du das?«

»Und du? Willst du denn sterben, wenn ich auf dich draufknalle?«

Julias kehlige Stimme klang nicht wie die einer Dreizehnjährigen. So als hätte sich der Dreck der Straße auf ihre Stimmbänder gelegt, und ihre Stimme verriete jetzt das wahre Alter ihrer Seele.

»Ich weiß nicht«, antwortete Marc wahrheitsgemäß. Gleich danach hielt er die Luft an, als Julia von einem Windstoß erfasst wurde und nach vorne schwankte. Doch sie hielt mit den Armen das Gleichgewicht.

Noch.

Diesmal drehte sich Marc nicht zu der aufstöhnenden Menge in seinem Rücken um. Der Lautstärke nach hatten sich zu den Männern der Polizei und der Feuerwehr zahlreiche Schaulustige gesellt.

»Auf jeden Fall hätte ich ebenso viel Grund zum Springen wie du«, sagte er.

»Du laberst doch jetzt nur irgendeine Scheiße, um mich abzuhalten.«

»Ach ja? Wie lange kommst du jetzt schon zum ›Strand‹, Julia?«

Marc mochte den Namen, den die Straßenkinder seinem Büro an der Hasenheide gegeben hatten. *Strand*. Das klang optimistisch und passte doch zu dem menschlichen Treibgut, das die Welle des Schicksals Tag für Tag in sein Büro spülte. Offiziell hieß die Zentrale natürlich anders. Aber selbst in den Akten des Senats war schon lange nicht mehr von der »Jugendsprechstelle Neukölln« die Rede.

»Wie lange kennen wir uns?«, fragte er noch einmal.

»Keine Ahnung.«

»Es sind jetzt anderthalb Jahre, Julia. Hab ich dir in dieser Zeit jemals irgendeine Scheiße erzählt?«

»Weiß nicht.«

»Habe ich dich ein einziges Mal angelogen? Oder versucht, deine Eltern oder Lehrer zu informieren?«

Sie schüttelte den Kopf, zumindest glaubte er das von hier unten zu erkennen. Ihre pechschwarzen Haare fielen ihr über die Schultern.

»Hab ich irgendjemandem erzählt, wo du anschauffst oder wo du pennst?«

»Nein.«

Marc wusste, wenn Julia jetzt sprang, würde er sich genau deswegen rechtfertigen müssen. Doch sollte es ihm gelingen, diesen cracksüchtigen Teenager vom Selbstmord abzuhalten, dann war das einzig und allein dem Umstand zu verdanken, dass er in all den Monaten zuvor ihr Vertrauen gewonnen hatte. Er machte den Menschen keinen

Vorwurf, die das nicht verstanden – seinen Freunden beispielsweise, die bis heute nicht begreifen konnten, warum er sein Jurastudium an Asoziale verschwendete, wie sie es nannten, anstatt es in einer Großkanzlei zu Geld zu machen.

»Du warst nicht da. Sechs Wochen lang«, sagte Julia trotzig.

»Hör zu, ich stecke nicht in deiner Haut. Ich lebe nicht in deiner Welt. Aber ich habe auch meine Probleme. Und die sind im Augenblick so groß, dass viele andere sich schon längst das Leben genommen hätten.«

Oben ruderte Julia wieder mit den Armen. Von hier unten sah es so aus, als wären ihre Ellbogen verdreckt. Aber Marc wusste, dass der dunkle Schorf von den Narben herührte, die sie sich selbst zufügte. Es war nicht das erste Mal, dass eine Ritzerin Ernst machte. Kinder, die sich selbst mit einer Rasierklinge schnitten, um wenigstens irgendein Gefühl zu empfinden, zählten zu den häufigsten Besuchern am »Strand«.

»Was ist passiert?«, fragte sie leise.

Er tastete vorsichtig nach dem Pflasterverband im Nacken, den er spätestens übermorgen wieder wechseln lassen musste. »Das ist egal. Meine Scheiße macht deine nicht besser.«

»Amen.«

Marc lächelte und sah kurz auf sein Handy, das einen ankommenden Anruf anzeigte. Er drehte sich zur Seite und bemerkte eine Frau in einem schwarzen Trenchcoat, die ihn vom Beckenrand aus mit großen, weit aufgerissenen Augen anstarrte. Offensichtlich war die Polizeipsychologin gerade eingetroffen und mit seiner Herangehensweise nicht ganz einverstanden. Hinter ihr stand ein älterer Mann in

einem teuren Nadelstreifenanzug, der ihm freundlich zuwinkte.

Er beschloss, beide zu ignorieren.

»Weißt du noch, was ich dir gesagt habe, als du deinen ersten Entzug abbrechen wolltest, weil die Schmerzen zu stark wurden? Manchmal fühlt es sich falsch an ...«

»... das Richtige zu tun. Ja, ja, dieser blöde Spruch kommt mir mittlerweile zum Arsch raus. Aber weißt du, was? Du irrst dich. Das Leben *fühlt* sich nicht nur falsch an. Es *ist* falsch. Und dein dummes Gelaber wird mich jetzt nicht davon abhalten ...«

Julia trat zwei Schritte zurück. Es sah so aus, als wolle sie Anlauf nehmen.

Die Menge hinter ihm stöhnte auf. Marc ignorierte ein weiteres Anklopfen in der Leitung.

»Okay, okay, dann warte wenigstens noch einen Augenblick, ja? Ich hab dir was mitgebracht ...«

Er fingerte einen winzigen iPod aus seiner Jackentasche, stellte ihn auf volle Lautstärke und hielt den Kopfhörer dicht an das Handymikrofon.

»Ich hoffe, du kannst was hören«, rief er nach oben.

»Was soll das denn jetzt werden?«, fragte Julia. Ihre Stimme klang belegt, als wüsste sie, was jetzt kam.

»Du weißt doch, der Film ist erst zu Ende, wenn die Musik läuft.«

Diesmal hatte er einen ihrer Sprüche zitiert. Die wenigen Male, die sie freiwillig zu ihm in die Sprechstunde gekommen war, hatte sie darauf bestanden, einen ganz bestimmten Song zu hören, bevor sie ging. Es war so etwas wie ein Ritual zwischen ihnen geworden.

»Kid Rock«, sagte er. Der Anfang war viel zu leise und bei dem Wind und den Nebengeräuschen über das Handy

ohnehin nicht zu verstehen. Also tat Marc etwas, was er zuletzt als Teenager getan hatte. Er sang.

»*Roll on, roll on, rollercoaster.*«

Er sah nach oben und meinte zu sehen, wie Julia die Augen schloss. Dann trat sie einen kleinen Schritt vorwärts.

»*We're one day older and one step closer.*«

Die hysterischen Schreckensrufe hinter ihm wurden lauter. Julia trennten nur noch wenige Zentimeter vom Rand des Sprungbretts. Marc sang weiter.

»*Roll on, roll on, there's mountains to climb.*«

Die Zehenspitzen von Julias rechtem Fuß lugten bereits über die Kante. Sie hielt weiterhin die Augen geschlossen und das Handy am Ohr.

»*Roll on, we're ...*«

Marc hörte exakt in der Sekunde auf zu singen, als sie ihr linkes Bein nachziehen wollte. Mitten im Refrain. Ein Zittern ging durch Julias Körper. Sie erstarrte in der Laufbewegung und öffnete erstaunt die Augen.

»... *we're on borrowed time*«, flüsterte sie nach einer langen Pause. Um das Becken herum war es totenstill geworden.

Er steckte sein Handy in die Hosentasche, suchte Augenkontakt mit ihr und rief: »Glaubst du, es ist besser? Dort, wo du jetzt hingehst?«

Der Wind zog an den Beinen seiner Jeans und wirbelte das Laub um seine Füße.

»Alles ist besser«, schrie Julia zurück. »Alles.«

Sie weinte.

»Echt? Also ich hab mich gerade gefragt, ob die dort auch deinen Song spielen.«

»Du bist so ein Arsch.« Julias Brüllen war in ein Krächzen übergegangen.

»Wär doch möglich? Ich meine, was, wenn du das nie wieder hören wirst?«

Mit diesen Worten drehte Marc sich um und marschierte zum fassungslosen Entsetzen der Beamten in Richtung Beckenausgang.

»Sind Sie wahnsinnig?«, hörte er jemanden rufen. Ein weiterer wütender Kommentar ging in einem kollektiven Aufschrei der Menge unter.

Marc zog sich gerade an der Aluminiumleiter hoch, als er hinter sich den Aufprall auf den Kacheln hörte.

Erst als er aus dem Becken herausgeklettert war, drehte er sich um.

Julias Handy lag zerborsten an der Stelle, wo er bis eben noch gestanden hatte.

»Du bist ein Arsch«, schrie sie zu ihm herunter. »Jetzt hab ich nicht nur Angst vorm Leben, jetzt fürchte ich mich auch noch vor dem Tod!«

Marc nickte Julia zu, die ihm den Mittelfinger zeigte. Ein tiefes Schluchzen durchschüttelte ihren schmalen Körper, während sie sich auf das Sprungbrett setzte. Zwei Rettungs-sanitäter waren bereits auf dem Weg zu ihr nach oben.

»Und du singst scheiße!«, brüllte sie ihm heulend hinterher.

Marc musste lächeln und wischte sich eine Träne aus dem Gesicht.

»Der Zweck heiligt die Mittel«, rief er zurück.

Er bahnte sich seinen Weg durch das Blitzlichtgewitter der Pressehyänen und versuchte der Frau in dem Trenchcoat auszuweichen, die sich ihm in den Weg stellte. Er erwartete eine Tirade an Vorwürfen und war über den geschäftsmäßigen Blick erstaunt, den sie ihm schenkte.

»Mein Name ist Leana Schmidt«, sagte sie sachlich wie

bei einem Vorstellungsgespräch und reichte ihm die Hand. Das schulterlange, braune Haar trug sie so streng zurückgebunden, dass es so aussah, als ziehe jemand von hinten an ihrem Zopf.

Marc zögerte kurz und griff sich wieder an seinen Verband im Nacken. »Wollen Sie sich nicht erst einmal um Julia kümmern?«

Er sah zum Sprungbrett hoch.

»Deswegen bin ich nicht hier.«

Ihre Blicke trafen sich.

»Worum geht es dann?«

»Um Ihren Bruder. Benjamin ist vorgestern aus der psychiatrischen Klinik entlassen worden.«

4.

Der schwarz glänzende Maybach, der am Ende der schmalen Sackgasse parkte, wirkte in dieser Gegend nicht nur wegen seiner ungewöhnlichen Ausmaße wie ein Fremdkörper. Normalerweise rollten solche Schlachtschiffe nur durch das Regierungsviertel und nicht durch den Bezirk mit der höchsten Kriminalitätsrate der Hauptstadt.

Marc hatte die unbekannte Frau, die mit ihm über seinen Bruder sprechen wollte, einfach stehenlassen und bemühte sich, so schnell wie möglich von hier wegzukommen. Einerseits, weil er auch ohne Neuigkeiten von Benny bereits genug Sorgen am Hals hatte, andererseits musste er Abstand zwischen sich und diesen trostlosen Ort brin-